CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Feuerbach, Ludwig:
Sämtliche Werke / Ludwig Feuerbach.
Neu hrsg. von Wilhelm Bolin u. Friedrich Jodl. –
Stuttgart-Bad Cannstatt : frommann-holzboog.

ISBN 3-7728-0125-0
NE: Bolin, Wilhelm [Hrsg.]; Feuerbach, Ludwig: [Sammlung]

Bd. 12/13 = (Erg.-Bd. 2/3). Ausgewählte Briefe
von und an Ludwig Feuerbach. –
Faks.-Neudr. [d. Ausg.] Leipzig, Wigand, 1904,
2. Aufl. / Aufgrund d. von Wilhelm Bolin besorgten Ausg.
neu hrsg. u. erw. von Hans-Martin Sass. – 1988
ISBN 3-7728-0137-~~4~~ 2
NE: Sass, Hans-Martin [Hrsg.]

Die von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl besorgte Edition erschien zuerst 1903–1911, sodann (als Faksimile-Neudruck) 1959–1960 im gleichen Verlag. Die erste Auflage und der Neudruck umfassen jeweils zehn Bände. Der Neudruck wurde durch eine Einleitung von Karl Löwith im ersten Band und durch die von Hans-Martin Sass herausgegebenen Bände XI–XIII ergänzt.
Der vorliegende Band gibt den Text der zweiten Auflage von 1963 unverändert wieder.

© Friedrich Frommann Verlag · Günther Holzboog
Stuttgart-Bad Cannstatt 1988

Ausgewählte Briefe

VON UND AN LUDWIG FEUERBACH

AUFGRUND DER VON WILHELM BOLIN BESORGTEN AUSGABE

NEU HERAUSGEGEBEN UND ERWEITERT

VON HANS-MARTIN SASS

FROMMANN VERLAG GÜNTHER HOLZBOOG

LUDWIG FEUERBACH

SÄMTLICHE WERKE

NEU HERAUSGEGEBEN

VON WILHELM BOLIN UND FRIEDRICH JODL

ZWÖLFTER UND DREIZEHNTER BAND

(ZWEITER UND DRITTER ERGÄNZUNGSBAND)

Ausgewählte Briefe

von und an

Ludwig Feuerbach.

Zum Säkulargedächtniss seiner Geburt

herausgegeben und biographisch eingeleitet

von

Wilhelm Bolin.

Erster Band.

Biographische Einleitung. Briefe 1820—1837.

Mit einem Bildniss Feuerbachs in Stahlstich.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1904.

Vorwort zur zweiten Auflage

Die zweite Auflage der ausgewählten Briefe von und an Ludwig Feuerbach, deren *erste* Ausgabe Wilhelm *Bolin* im Jahre 1904 herausgab, wurde vor allem durch die Briefe Feuerbachs an Arnold Ruge aus den Jahren 1839 bis 1842 — also aus der Zeit der Halleschen und Deutschen Jahrbücher — bereichert. Diese Briefe enthalten wichtige Aufschlüsse über Feuerbachs Stellung zu eigenen Werken und zeitgenössischen Auseinandersetzungen.

Die neu hinzugekommenen Briefe (Nr. 351—372) befinden sich im Anhang zum zweiten Briefband (Band XIII), doch ist die chronologisch richtigere Stelle für sie durch die entsprechende Briefnummer im vorhergehenden unverändert abgedruckten Text der ersten Ausgabe bezeichnet. Die Orthographie ist nach heute geltenden Regeln gestaltet. — Die achtzehn Briefe an *Ruge,* sowie die an R. E. *Prutz* und O. *Wigand,* stammen aus der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden. Der Brief an Fr. A. *Brockhaus* befindet sich in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, der an *v. Khanikoff* in der Westdeutschen Bibliothek Marburg. Für die Erlaubnis zur erstmaligen Veröffentlichung sei den Bibliotheken an dieser Stelle gedankt.

Die *biographische Einleitung* des Feuerbachianers Bolin wurde trotz ihrer einseitig bewundernden Haltung wegen der vielen wertvollen, zum Teil auf eigener Kenntnis von Personen und Ereignissen beruhenden Einzelheiten aus dem Leben Feuerbachs unverändert abgedruckt.

Bolin hatte bei der Briefausgabe, wie auch bei der Ausgabe der Werke Feuerbachs, nicht die Absicht, eine historisch-kritische Edition zu bieten. Aus diesem Grunde fehlen viele Briefe von und an Feuerbach, die Bolin bereits vorlagen, andere wurden gekürzt. Folgende Briefe Feuerbachs *fehlen:* aus Karl Grün „Ludwig

Feuerbachs philosophische Charakterentwicklung, sein Briefwechsel und Nachlaß", Leipzig und Heidelberg, 1874: an seinen Bruder Eduard 4. 8. 1833 und 1837, an die Augsburger Allgemeine Zeitung 1841, an O. Wigand 29. 12. 1842, an seine Mutter 29. 10. 1844, an Fr. A. Brockhaus 11. 6. 1852, an W. Bolin 4. 6. 1858 und 26. 10. 1861, an Trübner 31. 10. 1861, an H. Wigand 21. 11. 1865 und an Markus 1871; aus August Kapp „Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp", Leipzig 1876: an Friedrich Kapp 1. 9. 1834, Karfreitag 1835, 9. 3. 1839, 5. 4. 1842, 22. 4. 1842, 24. 11. 1842, 27. 11. 1842, 18. 12. 1842, 10. 9. 1843 und 2. 8. 1848.

Ferner sind folgende Briefe Feuerbachs ebenfalls *nicht* in dieser Sammlung enthalten: ein Brief an seinen Bruder Anselm 1836 und acht Briefe an seinen Bruder Fritz 1841 bis 1845 (Menschheitsziele, Monatsschrift für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschaftsreformen, hrsg. H. Molenaar, Leipzig 1908, H. 1/2 u. 3); an Georg Herwegh 22. 2. 1852 und an Emma Herwegh 2. 2. 1859, 27. 2. 1859, 13. 5. 1859, 17. 5. 1859, 25. 5. 1859, 24. 6. 1861, 21. 8. 1861, 23. 2. 1863, 10. 8. 1864 und 31. 7. 1865 (Briefwechsel Georg und Emma Herweghs mit Ludwig Feuerbach, hrsg. Marcel Herwegh und Victor Fleury, in: Nord und Süd, eine deutsche Monatsschrift, 33. Jg., Berlin 1909, Band 128/129); an Joh. Schultze 26. 3. 1835, an seinen Bruder Fritz 1831 und an Ludwig Pfau, ferner ein faksimilierter Albumspruch vom 25. 10. 1851 für Konrad Beyer (Ludwig Kohut, Ludwig Feuerbach, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1909); an den Verwaltungsrat der Deutschen Schillerstiftung 21. 12. 1865 (Faksimile) und 22. 11. 1868 (Die Akte Ludwig Feuuerbach. Archiv der Deutschen Schillerstiftung, H. 2, hrsg. Wilh. Dobbeck, 1962).

Januar 1963

Hans-Martin Sass

Das Säkulargedächtniss der Geburt Ludwig Feuerbachs hat die Verlagshandlung, die ursprünglich den Betrieb seiner Werke in Händen gehabt, durch Herausgabe seiner Briefe ehren wollen, womit sie, von einer schönen Pietätspflicht geleitet, dem Interesse für den Urheber jener Werke, das der Bewunderung und Verehrung derselben entstammt, in würdiger Weise Rechnung zu tragen wünscht.

Wohl fand dieses Interesse bald nach Feuerbachs Tode eine Berücksichtigung in der von Karl Grün veranstalteten Ausgabe seiner nachgelassenen Schriften und seines Briefwechsels, zwei Bände, Leipzig und Heidelberg 1874, denen auch biographische Mittheilungen und eine Charakteristik seines Wirkens beigegeben waren. In keiner Hinsicht konnte die allerdings wohlgemeinte, aber durchweg hastig und ohne ausreichende Sorgfalt und Sachkenntniss zusammengestellte Publication den wohlberechtigten Forderungen an eine solche Arbeit genügen. Unbestritten werthvoll darin waren eigentlich nur der schriftstellerische Nachlass Feuerbachs und seine eigenhändigen Briefe. Daneben enthielt die Sammlung, bei einer höchst unpraktischen Anordnung des Dargebotenen, eine übergrosse Zahl an ihn gerichteter Briefe, viele darunter recht entbehrlicher Art. Wie viel dieser Sammlung zu einem möglichst vollständigen und richtigen Bilde von den persönlichen und brieflichen Beziehungen Feuerbachs fehlte, erfuhr man durch den einige Jahre danach erschienenen Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp, Leipzig 1876, Zeuge eines Jahrzehnte hindurch bestehenden Freundschaftsverhältnisses, von dem bei Grün nicht die leiseste Spur angedeutet war. Auch andere Mängel, mehr oder weniger belangvoll, traten alsbald zu Tage, von den ungelenken und

auch sonst unerfreulichen Zuthaten des Herausgebers zu schweigen, so namentlich seiner das Wirken Feuerbachs betreffenden Darstellung, die durch ihren burschikos-renommirenden Ton geradezu abstossend wirkte.

Hierdurch war das Erforderniss, die unzulängliche Leistung durch eine bessere zu ersetzen, von selber gegeben. Dies zu verwirklichen musste jedoch einer geeigneten Zeit überlassen bleiben. Sie hat sich allgemach eingestellt, und damit tritt die vorliegende Briefsammlung in ihr gutes Recht.

Ungleich seinem Zeit- und Gesinnungsgenossen David Friedrich Strauss, von dessen überaus lesenswerthen Briefen Ed. Zeller eine reiche Auswahl 1895 veröffentlicht hat, war Feuerbach, im alltäglichen Verkehr überhaupt nicht mittheilsam beanlagt, auch vom Briefschreiben kein so grosser Freund wie Strauss. Von erhaltenen Briefen aus Feuerbachs Feder sind eine Menge inhaltlich nunmehr völlig gleichgiltig. Immerhin bleiben daneben recht viele Briefe, in denen auch seine Persönlichkeit in ihrem Fühlen und Denken, in Streben und Hoffen, in Freud' und Leid lebendiger zu Tage tritt. Es fehlt auch nicht an Briefen, die einen lehrreichen Einblick in sein schriftstellerisches Wirken gewähren. Richtig geordnet und zusammengestellt lassen sie ihn selbst in voller Unmittelbarkeit, so weit dies eben brieflich möglich, an einen herantreten und zeigen ihn in seinem schlichten, prunklosen, wahrheitsmuthigen Wesen, mit seinem warmen Gefühl für alles Menschheitliche, namentlich für das darüber verhängte Leid und Weh, wovon ihm selbst ein gutes Theil zugefallen und wogegen er tapfer und unverdrossen angekämpft, die eigene Lebensaufgabe unentwegt im Auge behaltend und sie auch endgiltig lösend.

Zur Vollständigkeit dieses Eindrucks von ihm reichen die Briefe allein nicht aus. Sie erfordern eine vielfache Ergänzung, die ihnen hier als biographische Einleitung vorangestellt wurde. Durchgehend ist diese so gehalten, dass sie sich auf die Briefe bezieht, indem sie alle zu deren vollem Verständniss wesentlich erforderlichen Angaben und Aufschlüsse bringt: erst aus diesem Zusammenhang ergiebt sich ein ganzes Lebensbild. Und nur auf ein Lebensbild kam es hier an. Was über das rein Biographische hinausgreift

und Feuerbachs wissenschaftliche Bedeutung betrifft, gehört in eine besondere Darstellung, wie sie Schreiber dieses in der bei J. G. Cotta Nachf. 1891 erschienenen Monographie Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen geliefert hat. Auf diese Arbeit hat die vorliegende Einleitung häufig Bezug nehmen müssen, wiewohl auch sie seine Schriften zu charakterisiren und zu würdigen gehabt. Aber was dort im Hinblick auf seine Bedeutung in der Geschichte der Philosophie geschehen, ward hier mehr vom Standpunkt seiner persönlichen Entwicklung und im Hinblick auf das Litterarhistorische seiner Werke behandelt.

Aufschlüsse über Einzelheiten, die in den Briefen berührt werden und nicht mehr dem Gesichtskreise der Gegenwart angehören, wurden in Fussnoten in unmittelbarem Anschluss an die betreffenden Briefstellen angebracht. Wiewohl der Herausgeber sich hierin keine Mühe und Umsicht hat verdriessen lassen, mussten einige Namen und kleinere Nebenumstände, weil bereits von den Wogen der Vergessenheit hinweggespült, ohne genauere Angaben bleiben. Auch wo keine verlässliche Gewissheit sonst sich darbot, blieb die Sache auf sich beruhen. So erwähnen die Briefe 41, 42 und 55 einer philosophischen Untersuchung über Vernunft und Erkenntnisstrieb, bei der ich über Vermuthungen nicht hinauskam. Die Gesammtausgabe der Werke enthält keine derartige Schrift, und ebensowenig der Nachlass. Vielleicht war damit eine deutsche Bearbeitung der lateinisch verfassten Inaugural-Dissertation [vergl. biogr. Einleitung S. 17 ff.] gemeint, die etwa auf Anrathen von Christian Kapp vorgenommen, aber nicht zum Abschluss gebracht wurde, weil der Autor, allgemach dem Hegelthum entfremdet, philosophischen Erörterungen rein akademischen Charakters keine weitere Mühe zuwenden mochte. Auch betreffs der Brief 45 erwähnten Schrift aus dem Lager der Schellingjüngerschaft war nichts Sicheres zu ermitteln. Man möchte wohl an die mittlere der als Beispiel modernen Afterchristenthums charakterisirten Schriften jener Genossenschaft [vergl. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums: Kritiken des modernen Afterchristenthums Nr. 2] zu denken versucht sein. Allein dies passt mit dem Zeitpunkt des Briefes nicht zu-

sammen, da die gedachte Schrift erst zwei Jahre später zur Veröffentlichung gelangte. Ebenso waren über das Brief 267 gedachte Tagebuch eines Materialisten, 1860, keine genaueren Angaben erhältlich.

Wo also wünschenswerthe Aufschlüsse fehlen, ist das nicht einer Unachtsamkeit oder Gleichgiltigkeit des Herausgebers zuzumessen. Es sind dies übrigens nur wenige Stellen und für das Verständniss der Briefe durchaus ohne Belang. Auch tauchen hier und da Namen auf ohne zugehörige Personalien in Fussnoten. Wo dies der Fall, betrifft es Vergessene und jedenfalls für die brieflich erwähnte Angelegenheit völlig Gleichgiltige. Bei einzelnen darunter konnte jedoch das bei den Briefen selbst entfallene im Namenverzeichniss zu Ende unseres zweiten Bandes nachgeholt werden.

Bei der vorliegenden Briefsammlung ist es hauptsächlich auf Briefe von Feuerbach abgesehen. Von den hier mitgetheilten 350 Briefen stammen mehr als zwei Drittel aus seiner Feder. Den beiden vorhin genannten Sammlungen wurden nur die wichtigeren der seinigen entnommen, durch einen guten Theil unedirter Briefe bereichert, die noch aufgetrieben werden konnten. Unter ihnen wird man jedoch die an Moleschott vermissen: alle unsere Bemühungen um sie waren erfolglos. Dagegen haben Inhaber von Briefen Feuerbachs, die bereits veröffentlicht worden, sei es in Zeitschriften oder anderen Sammlungen sie dem gegenwärtigen Zweck verfügbar gemacht. Briefe an Feuerbach enthält die gegenwärtige Sammlung, wie schon angedeutet, nur in bemessener Zahl, ein geringer Theil davon aus den beiden älteren Sammlungen herübergenommen, die übrigen lauter unedirte, wie namentlich die von Otto Lüning und die späteren von Friedrich Kapp. Beide Freunde, an der Neugestaltung Deutschlands wesentlich mitbetheiligt, wodurch ihre gehaltvollen Briefe auch ein zeitgeschichtliches Interesse bieten, haben im Leben und im Herzen Feuerbachs eine so denkwürdige Bedeutung gehabt, dass schon dies den ihren Briefen hier gewährten grösseren Raum ausreichend rechtfertigt. Auch sind die von Lüning noch deshalb wichtig, weil von den auf sie bezüglichen Briefen Feuerbachs nur die wenigsten bisher aufgefunden werden konnten.

Die unedirten Briefe unserer Sammlung seien hiermit, zur Orientirung des Lesers, ausdrücklich hergezählt: 2. 16. 21. 29. 104. 185. 186. 189. 191. 195. 207. 209. 224. 236. 262. 263. 265. 266. 268. 270. 273. 277. 278. 281. 288. 289. 290. 291. 292. 299. 306. 308. 309. 314. 316. 320. 321. 335. 346. Ihnen zunächst stehen noch Briefe, aus denen Bruchstücke durch Grün veröffentlicht worden; hier sind sie, nach den Originalen vervollständigt, so gut wie neu zum Abdruck gekommen. Es sind die Briefe: 199. 201. 215. 222. 235. 255. 256. 300. 322. und 336. Aus den hier erst vollständig mitgetheilten Briefen an und von Friedrich Kapp wurde Einiges für die vorhin erwähnte Monographie über L. Feuerbach verwendet.

Briefe und Einleitung ergänzen sich gegenseitig, jene durchweg in Gruppen geordnet, die sich inhaltlich den einzelnen Kapiteln der Einleitung angliedern. So dürfte das nun Dargebotene zunächst allen denen, die seinen Werken ein wärmeres Interesse abgewonnen, als Gelegenheit zu näherem Einblick in seinen Werdegang willkommen sein. Im grossen und ganzen seiner Mitwelt weit voranstehend, hat Feuerbach von ihr viel Hemmung und wenig Förderung erfahren; aber das Verständniss und die Anhänglichkeit, die er bei manchen seiner Zeitgenossen aus den verschiedensten Berufskreisen gefunden, erhielten ihn, unter oft schweren Entsagungen, versöhnlich und dankbar, wo ihm Gutes zu Theil ward, einsichtsvoll und geduldig, wo das Erlittene mit überlebten Anschauungen zusammenhing, deren Verderblichkeit er erkannt und die er in seinem Wirken unverdrossen bekämpft hatte. Vor allem aber ist es die Tüchtigkeit seines Charakters, die Treue und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, die allen seinen Briefen ein gar schönes Gepräge echter Menschlichkeit verleiht.

Im Frühling 1904.

Wilhelm Bolin.

Biographische Einleitung.

Zweites Kapitel.

Akademische Lehrthätigkeit.

1829—1834.

Unter den akademischen Lehrkräften, denen Ludwig Feuerbach um Ostern 1829 als Docent der Philosophie beigetreten, war auch sein älterer Bruder Eduard, schon im Jahre vorher zum ausserordentlichen Professor der Rechte ernannt. Promovirt hatte er zu München, wo er auch seine Thätigkeit als Docent begonnen. Diesem Bruder scheint Ludwig besonders zugethan gewesen zu sein, aber auch dem Vater war er besonders lieb und wurde von ihm den übrigen Söhnen häufig als Muster vorgehalten. Seine ausgesprochene Neigung für die Naturforschung hatte Eduard auf Wunsch des Vaters geopfert und dessen Berufswissenschaft zur seinigen gemacht, auf diesem Gebiete jedoch, ausserhalb der Kathederthätigkeit, es nur zu einer einzigen litterarischen Leistung gebracht: „Die Lex Salica und ihre verschiedenen Recensionen (1831), die ihm dann schon 1833 die Ernennung zum Ordinarius verschaffte. Die verhältnissmässig frühzeitige Versorgung scheint der einzige Gewinn der Folgsamkeit gegen den Vater gewesen zu sein; ausreichende Befriedigung dürfte er aber in der redlichen Pflichterfüllung nicht gefunden haben. Mit zunehmenden Jahren stellte sich, bei entschiedenem Hang für ein völlig zurückgezogenes Leben, eine tiefe Schwermuth bei ihm ein, die schliesslich, unter dem Einfluss seiner Verstimmung über die Jammerzustände Deutschlands, in hochgradige Hypochondrie ausartete. Es gesellte sich dazu noch eine bedenkliche Empfänglichkeit für die damals weit verbreitete und in Erlangen besonders gepflegte frömmelnde Lebensanschauung. Wie seiner Zeit der älteste Bruder Anselm zu einer beiläufigen Abschweifung auf das Gebiet der Theologie veranlasst worden, auf

welchem Gebiete auch Ludwig anfänglich seinen Lebensberuf hatte gründen wollen, so hatte Eduard Feuerbach sich persönlichen Glaubensgrübeleien hingegeben, sein Tagebuch mit allerhand selbstquälerischen Anklagen ausfüllend und sein Gemüth, das allem bösen und verwerflichem Thun durchaus abhold war, mit steten Aengsten um eine angebliche Sündhaftigkeit abmarternd. Die Kraft, womit sein jüngerer Bruder Ludwig aus den Wirrsalen und Widersprüchen theologischer Anschauungen sich freigemacht, war ihm versagt geblieben, als seine Entwicklung einer rückhaltlosen Concentration auf sich selbst bedurft hätte. In der Beugung unter den Willen des Vaters hatte sein weicheres Gemüth die Energie des Charakters eingebüsst. „Der Grundzug seines Wesens," äusserte späterhin sein Bruder Ludwig,* „bestand darin, dass er immer mehr an Andere als an sich selbst dachte, ja, nur für Andere, nicht für sich selbst lebte, und dies in einem Uebermaass, als könne er sich kein Vergnügen und keine Rast gönnen, und zu Zeiten sich Uebel aller Art fingirte, zuerst Krankheit, dann politische, endlich persönliche Feinde."

Während dieser Bruder auf der ihm vom Vater vorgeschriebenen Bahn verblieb, war es dem jüngsten Bruder Friedrich vergönnt gewesen in der Wahl seiner Studien der eigenen Neigung zu folgen. Er war Ostern 1827 nach Erlangen gekommen, mit der Theologie als künftiges Lebensziel. So wenig wie die beiden älteren Brüder zuvor, konnte auch er bei dieser Laufbahn bleiben. Um die Zeit als Ludwig um die Erlanger Docentur sich bewarb, war Friedrich Feuerbach mit dem Glauben zerfallen. Unter Anregung des eben nach Erlangen berufenen Friedrich Rückert war er für die Sprachforschung so begeistert worden, dass er sie zu seinem Beruf wählte, anscheinend ohne deshalb auf irgend welche Schwierigkeiten beim Vater gestossen zu sein. Ihm wurde bald darauf gestattet in Bonn das Studium des Sanscrit unter Schlegel und Lassen zu betreiben und zu dessen Fortführung späterhin ein mehrjähriger Aufenthalt in Paris ermöglicht. Einstweilen beherbergte Erlangen jedoch vier Brüder Feuerbach, denn auch der mittlerweile wieder hergestellte Bruder Karl wirkte dort wiederum als Gymnasialprofessor für Mathematik.

* Gedenkworte über Ed. Feuerbach, mitgetheilt in Karl Grün: Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass, Leipzig und Heidelberg 1874, Bd. 1, S. 413 f.

„Die ganze Bruderschaft,“ heisst es in einem an die Angehörigen in Ansbach gerichteten Briefe Ludwigs aus dieser Zeit, „befindet sich im Zustande der besten Gesundheit. Bruder Karl ist wohl, hält fleissig seine Stunden, geht aber seine eigenen Wege, was man ihm nicht übel nehmen kann. Ich sehe ihn sehr selten, weil ich wochenlang nicht aus meinem Garten und Gartenhaus komme. Eine so ruhige, von der Natur umgebene Wohnung wie meine jetzige, vormittags ein Glas Wasser, mittags ein mässiges Essen, abends ein Krug Bier und höchstens noch einen Rettig: wenn ich das immer so beisammen hätte, so wünschte ich mir nie mehr von und auf der Erde.“ Eine Aufforderung zu einem Besuch nach Ansbach bescheidet er ablehnend. „Im Herbst werde ich wenigstens nicht kommen. Ich habe viel zu viel zu arbeiten. Selbst eine nur dreitägige Abwesenheit bringt einen zu sehr aus seinen Arbeiten heraus.“

Diese galten natürlich dem Wirken auf dem Katheder. Durch dasselbe hatte Ludwig Feuerbach vor allen Dingen seinem Vater zu beweisen, dass er der ihm vergönnten Aenderung seines Berufes durchaus würdig gewesen. Bescheiden wie es einem Anfänger gebührt, hatte er das akademische Lehramt mit einer Auslegung der Philosophie Descartes' und Spinozas begonnen. Nach dem wohlbewährten Spruch, dass man lehrend lernen müsse, bezweckte er offenbar das Geschick des Unterweisens bei einer Anlehnung an die Lehren der beiden grossen Denker sich anzueignen, wobei er zugleich seine eigene Vertrautheit mit ihnen erweiterte und vertiefte. Schon im folgenden Semester hielt er Vorlesungen über Logik und Metaphysik, und zwar, nach dem Vorgange Hegels, die Denklehre als Erkenntnisslehre, als Metaphysik vortragend; jedoch nicht mit seinen Worten, sondern nur in seinem Geiste, aber darin wieder von Hegel abweichend, dass er Logik und Metaphysik nicht im Sinne der absoluten, der höchsten und letzten Philosophie, sondern nur in der Bedeutung eines Organon der Philosophie fasste. Als Organon der Philosophie war ihm die Logik als Metaphysik ein nothwendiges Resultat der bisherigen Geschichte der Philosophie, woher sich denn auch eine Darstellung dieser selbst an die Entwicklung der Logik naturgemäss knüpfte. Diese Vorträge wurden nach erneuter Ausarbeitung wiederholt gehalten bis zum Frühling 1832, wo Feuerbach mit Schluss des Wintersemesters Erlangen für einige Zeit verliess.

Zunächst wohl deshalb, weil der Ertrag seiner Lehrthätigkeit, so geringe Ansprüche er seinerseits ans Leben stellte, kein genügendes Auskommen geboten hatte. Bei aller Gediegenheit des Dargestellten wird die Form keine besonders anziehende gewesen sein. Gewandtheit des mündlichen Vortrags hat ihm nie zu Gebote gestanden. Das scheint freilich der vorhin angeführten Aeusserung des Vaters anlässlich der Dissertation und deren Vertheidigung in Erlangen zu widersprechen. Es kann dies aber nur darauf beruhen, dass der keinerlei Widerspruch duldende alte Herr, der dem Hegelthum nicht sonderlich geneigt war, bei den Gesprächen mit dem angehenden Docenten diesen auf einem muthigen Eintreten für seine Ansichten betroffen, welches gar zu sehr gegen die gewohnter Weise ihm gezollte schüchterne Ergebenheit seiner übrigen Hausgenossenschaft abgestochen haben mochte. Um jene Zeit aber wird, auch bei Ablesen eines ausgearbeiteten Heftes, Ludwig Feuerbachs Darstellung nicht nur mit der Schwerfälligkeit der hegelianisirenden Denkweise behaftet gewesen sein, sondern auch Spuren der Bemühungen getragen haben, womit der jugendliche Philosoph zu selbständigem Denken durchzudringen begriffen war.

Bis zu welchem Grade sein Denken nicht nur der Richtung nach dem noch vorherrschenden Hegelthum angehörte, sondern auch innerhalb der diesem eigenen Ausdrucks- und Argumentationsweise sich bewegte, ersieht man aus seinem 1830 anonym erschienenen Erstlingswerk: „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit". Was von dieser Schrift nunmehr in der siebzehn Jahre später veranstalteten Gesammtausgabe von Feuerbachs Werken vorliegt, ist nur inhaltlich mit der ursprünglichen Publication identisch. Vielfach allerdings, oft ganze Seiten lang, wörtlich mit dieser übereinstimmend, hat die spätere Bearbeitung gegen ein gutes Drittel des früheren Textes von echthegelschem Gepräge hinausgeworfen, woneben auch bei der Gliederung des Stoffes die jener Schule eigenthümliche Dreitheilung aufgegeben worden. Das Ganze hatte damals mehr den Charakter einer Auseinandersetzung mit der Schule über ein wichtiges Problem, das im Hegelthum selbst noch in der Schwebe verblieben und über welches der junge Autor seinerseits zu voller Klarheit zu gelangen trachtete. An dieses Ergebniss selbst hält sich die spätere Bearbeitung, auf das Reinsachliche allein eingeschränkt, das dem Autor zu einer unumstösslichen, einer Zustimmung seitens der philosophischen Zünftler nicht mehr bedürftigen Gewiss-

heit geworden. Was er mit dieser Schrift gewollt, war freilich auch damals schon entschieden in ihr ausgesprochen: dass es nämlich vor Allem gilt den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrire; denn nur die ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder grosse Menschen, grosse Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die „neue Religion" vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren; die Gesundheit ist mehr werth als die Unsterblichkeit.*

Formell noch unwillkürlich dem Hegelthum angehörend, wendet sich diese Schrift offenbar gegen dessen ein gutes Einvernehmen mit den Lehren des Christenthums bezweckende Tendenz, denn ihrerseits enthält sie eine endgiltige Lossagung vom christlichen Hauptdogma: die evangelische Heilslehre steht und fällt mit dem Glauben an ein Leben im Jenseits, an die Unwirklichkeit der mit dem Tode statthabenden Vernichtung des individuellen Daseins. Das Buch enthielt aber mehr. Angehängt waren poetische Ergüsse über den Tod, gegen zwanzig enggedruckte Seiten in Knittelversen, theils ernst gemeint und auf eine wirkliche Aussöhnung mit dem im Tode für immer ausmündenden Erdenleben abgesehen, theils die herkömmlichen Argumente für die Fortdauer der vom Leibe abgelösten Seele scherzhaft oder spöttisch widerlegend. Damit nicht genug, folgten noch vier Druckbogen theologisch-satirische Xenien gegen das Unwesen der Frömmelei, gegen die Liebäugelei zwischen Philosophie und Theologie, gegen die Halbheiten und Wortklaubereien der modernen Bibelauslegung im Interesse des absterbenden Glaubens, gegen die „Heuchler im Talar" und die „Zeloten auf der Kanzel", die unfähig wären ihren Glauben, wie einst die Blutzeugen des Christenthums, mit dem Einsatz ihres Lebens zu bestätigen, und was der auffallenden Missstände sonst dem modernen Christenthum in seinem Verhältniss zur Wissenschaft und zum praktischen Alltagsleben noch anhaften mag. Die metrischen Zugaben, welche den philosophischen Erörterungen des Buches so zu sagen den I-Punkt hinzugefügt, haben zweifellos den Unwillen der zunächst sich als angegriffen ansehenden Partei geweckt und geschürt und die Ermittelung des ungenannten Verfassers veranlasst. Dass die Schrift

* Fragmente z. Charakteristik meines philos. Curr. vitae, Werke Bd. 2.

ohne sein Vorwissen durch befreundete Bemühung in Nürnberg gedruckt und veröffentlicht worden, kam nur insofern in Betracht, dass gegen den Autor nicht direct eingeschritten, sondern nur sein Buch confiscirt, ihm selbst aber, offenbar auf Betrieb der theologischen Kreise, die Erlangung einer ausserordentlichen Professur versagt wurde, um die er sich nach dreijähriger Kathederthätigkeit beworben hatte.

Dass dem strengen Vater die Urheberschaft der verhängnissvollen Schrift erst durch die ihrem Autor peinlichen Folgen bekannt wurde, dürfte ausser Zweifel stehen, schon weil jener, wie aus seinem vertrauten Briefwechsel zur Genüge ersichtlich, dem herkömmlichen Unsterblichkeitsglauben unbedingt huldigte. Es kam zu einer unangenehmen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, welche, laut einer späteren brieflichen Mittheilung Ludwig Feuerbachs,* mit der erbitterten Voraussage schloss: „Diese Schrift wird Dir nie verziehen, nie bekommst Du eine Anstellung.“ Hiernach muss es wohl befremden, dass der junge Autor, nachdem er das Buch als das seinige hatte anerkennen müssen, sich bewogen fand, dasselbe an den seinem Vater seit vielen Jahren eng befreundeten Dichter August Tiedge in Dresden zu schicken. Der nunmehr blos nominell in der deutschen Dichtung mitzählende „Sänger der Urania“, der als guter Kantianer den Unsterblichkeitsglauben als unabweisbares Vernunftpostulat festhielt und verherrlichte, hat sich immerhin in liebenswürdigster, wenngleich nicht zustimmender Weise über das Buch vernehmen lassen [Br. 20], vielleicht auch mit der sehr löblichen Nebenabsicht, durch sein besonnenes Verhalten den aufgebrachten Vater besänftigen zu helfen. Jedenfalls hat der Autor selbst die begründeten Einwände gegen seine Darstellung wohl zu würdigen verstanden.

Hatte das Buch beim Vater, wie auch wohl bei der älteren Generation überhaupt, Anstoss erregt, um so freudigere Zustimmung fand es bei der jüngeren, die eigenen Brüder obenan. In einer um die Mitte der vierziger Jahre für ein Conversationslexikon verfassten Lebensskizze seines Bruders hatte Friedrich Feuerbach es als „eine durch titanische Genialität und übersprudelnde Bilderfülle ausgezeichnete Schrift, in deren Lavastrom der Verfasser sein Jugendfeuer ausgetobt und in den Xenien seiner eigenen späteren philo-

* Brief von 1846, L. Feuerbach, sein Wirken u. seine Zeitgenossen, S. 16.

sophischen Entwicklung in kühnen Sätzen poetisch vorauseilend" bezeichnet. Durch die Schrift dürfte auch Bruder Eduard seinen religiösen Bedenken so weit entrückt worden sein, um allgemach einen Seelenfrieden zu finden, der ihm, wie Ludwig an dessen vorzeitigem Grabe ihm nachrufen konnte, „keinen Zweifel darüber gestattete, dass die Erde die bleibende Stätte des Menschen sei", weil sein „im tiefsten Sinne anspruchloses Wesen einen Himmel weder begehrte noch vermisste". Und der Bruder Anselm in Speyer war von dem Erstlingswerk Ludwigs so begeistert, dass er dem grollenden Vater gegenüber für den Autor einzutreten und dessen Schrift als „das fünfte Evangelium" zu erklären sich getraute.

Zweifellos ist diese Schrift, als erster Ansatz zum selbständigen Wirken Ludwig Feuerbachs in der deutschen Philosophie, von entscheidender Bedeutung. Denn bei allem ihr noch anhaftendem Hegelthum beherrscht sie dessen Denkinhalt mit einer Unabhängigkeit, die dem Autor gestattet gewisse dem Hegelthum eigenthümliche Concessionen an das officielle Glaubenswesen als thörichte Selbsttäuschung zu erkennen und zurückzuweisen. Hierauf besonders Nachdruck zu legen, war der Zweck der späterhin vorgenommenen Umarbeitung, wobei zugleich alle die Darstellung unnöthig belastenden Räsonnements im Tone des philosophischen Zünftlerthums thunlichst beseitigt wurden. Dadurch ward das Schriftchen, wie neuerdings mit Recht gesagt worden:* „ein Trostbüchlein seltener Art für alle, welche natürliche Dinge natürlich betrachten wollen, eine Satire voll schneidenden Witzes über all das mystische Rankenspiel, welches menschliche Hilflosigkeit um die Begriffe von Tod und Unsterblichkeit gewoben". Zu wünschen wäre gewesen, dass die kritische Strenge, die der Autor an seinem Erstlingswerk geübt, in noch radikalerer Weise als ohnehin geschehen, auf die metrischen Zuthaten erstreckt worden wäre. Anstatt nämlich einer Sichtung und Nachbesserung der formell wenig geglückten poetischen Elaborate hätte deren völlige Beseitigung statthaben sollen. Dass es bei der Neuauflage unterblieben, ist wohl nur daraus erklärlich, dass der Autor in den Distichen wie auch in den muthwilligen Stachelreimen den greifbaren Niederschlag seiner Befreiung aus den Schlingen theologischer und speculativer Begriffsgaukelei erkannte, den er als

---

* Friedr. Jodl: Biogr. Skizze zu Ludwigs Feuerbachs Bild in dem grossen Prachtwerk „Das 19. Jahrhundert in Bildnissen" Bd. 2. Berlin 1899—1900.

Zeugniss seines tapferen Ringens um die Wahrheit nicht von sich weisen mochte. Noch im Vorwort zur Gesammtausgabe seiner Werke dünkt ihm die metrische Partie die Bedeutung des eigentlichen Textes zu haben, dem der voraufgehende Prosatheil nur als „Commentar“ zu dienen hätte. Heutige Leser von wahlverwandter Gesinnung werden gerade dem Prosatheil wahrhafte Erbauung entnehmen, wogegen sie von der Unzulänglichkeit der poetischen Beigaben dermaassen verstimmt werden, dass sie jede wiederholte Einsichtnahme derselben unterlassen dürften.

Einstweilen war dem Autor des polizeilich beanstandeten Buches die akademische Lehrthätigkeit verleidet, sei es aus Ueberdruss an dem ihm wenig zusagenden Kathederwirken, sei es aus Unbehagen über die Spannung, in welche er zu den tonangebenden, in engherziger Orthodoxie befangenen Universitätskreisen und einer damit zusammenhängenden Minderung seiner Zuhörerschaft gerathen war. Er verliess Erlangen, mochte aber auch nicht zu den Eltern zurückkehren, weil es nicht räthlich war dem immer noch zürnenden Vater unter die Augen zu treten, zumal gesundheitliche Störungen bei ihm seine ohnehin grosse Reizbarkeit erheblich gesteigert hatten. Ludwig Feuerbach folgte einer Einladung zu einer in ziemlichem Wohlstande zu Frankfurt a. M. lebenden jüngeren Schwester seines Vaters, die ein eigenes Haus mit Garten dort besass. Bereits im Sommer 1831 hatte er sich nach einer Anstellung an einem Gymnasium ebendaselbst umgesehen, jedoch vergeblich. Er hoffte es damit bei persönlicher Anwesenheit am Orte, mit nöthigen Empfehlungen vom Vater versehen, nun glücklicher treffen zu können. Ausserdem wurden Ausblicke nach Erzieherstellen in vornehmen Häusern gehalten, daneben auch an Paris gedacht, zu welchem Behufe französische Litteratur mit Uebungen in der französischen Sprache eifrig getrieben wurde.

Seinen Blick nach Paris zu wenden, dürfte grösstentheils der damaligen Zeitstimmung entspringen, unter deren Einfluss so viele begabte Deutsche, von dem vielversprechenden Aufschwung nach der Julirevolution angelockt, dort eine bessere Förderung ihrer geistigen Bestrebungen zu finden gehofft hatten, als es bei dem immer noch andauernden Druck metternichtischer Regiererei in den sämmtlichen deutschen Vaterländern möglich schien. Der nächste Anlass Paris ins Auge zu fassen war für Ludwig Feuerbach die Anwesenheit seines jüngsten Bruders, der seit dem Sommer 1831 sich dort auf-

Briefe.

1820—1837.

ein Werk von mir, Geschichte der neueren Philosophie, die Presse verlässt. Ich gedenke es mehreren französischen Gelehrten zu übersenden, wie z. B. Victor Cousin, dem ich schon im verflossenen Jahre meine erste, lateinisch geschriebene Abhandlung, um mich ihm zu empfehlen, geschickt habe.

Doch ich muss zum Schluss. Nur noch die Bitte um Verzeihung, dass ich nur in meiner Angelegenheit Dir geschrieben, und die Versicherung meiner treuesten, innigsten Liebe.

Dein Bruder Ludwig, deutscher *Emigré in spe.*

---

30. An den Bruder Friedrich.

Ansbach, [Anfang Juni] 1833.

Lieber Fritz! Vor allem unseren herzlichen Gruss und Ausdruck der Freude darüber, dass Du nach solchen traurigen Erfahrungen und Gefahren wieder glücklich auf vaterländischem Boden angekommen bist.* Würde diese Freude nur nicht durch den Gedanken getrübt, dass Du sogleich bei Deiner Rückkunft in Deiner liebsten und schönsten Hoffnung auf eine so schmerzliche und unerwartete Weise Dich getäuscht sahst! Wir waren doch Alle hier noch so glücklich, vor seiner Abreise nach Frankfurt noch herzlichen Abschied vom lieben Vater nehmen zu können. Durch einen sonderbaren Antrieb zog es mich und Eduard mehrmals diesen Winter von Erlangen hieher. Noch 8 Tage vor seiner Abreise war ich 3 Wochen hier gewesen. Obgleich der Vater auch während dieser Zeit meistens bettlägerig war, so war er doch in den Vormittagsstunden ein paar Mal auch des Abends recht rege, munter und theilnehmend an den Dingen, die Welt und Litteratur bewegen, und ich war in diesen Stunden so glücklich, mit ihm Momente der innigsten gegenseitigen Verständigung zu verleben. Jedoch war auch da schon eine gewisse Schwäche und Mattigkeit, ein Nachlass aller physischen Kräfte, der sich nach jeder geistigen Aufregung um so sichtbarer zeigte, an ihm unverkennbar, ebenso an seiner Theilnahme der Charakter einer affectlosen Ruhe, die in Frankfurt bei aller seiner dortigen Empfänglichkeit für die Genüsse der Natur und das ungezwungene gesellige Leben fast in völlige Apathie überging. So machte die Nachricht vom Tode seiner Freundin Elise v. d. Recke keinen besonderen Eindruck auf ihn.

Kein Wunder! Er fühlte selbst sein eigenes baldiges Ende voraus. So äusserte er unter anderem auf dem neuen Kirchhof in Frankfurt sein Entzücken über die schöne Lage und Aussicht, und den Wunsch: Hier möchte er begraben sein, ein Wunsch, der dann auch leider nur zu bald in Erfüllung ging. Es muss uns Allen doch zur grössten Beruhigung gereichen, dass er, so unerwartet auch sein Tod war, doch

---

* Auf dem Heimwege begriffen, weilte Fr. Feuerbach eben damals bei dem Bruder Anselm in Speyer zu Besuch.

nicht plötzlich, nicht gewaltsam uns entrissen wurde; er hatte in jeder Hinsicht vollendet. Nur ein äusserliches Merkmal dieser Vollendung auch in physischer Hinsicht war es wohl auch, dass sich in Frankfurt auf eine auffallende Weise seine Haupthaare weiss und grau färbten. Der Tag seiner Erkrankung war der Pfingstmontag auf einer Partie nach Königstein: er war unterwegs und dort noch ganz heiter und aufgeräumt, als er plötzlich wieder einen solchen Anfall bekam wie im Sommer vergangenen Jahres, und in diesem Zustande nach Hause gebracht wurde; er verlor den Gebrauch der Sprache; was er wollte und verlangte, schrieb er mit seiner rechten Hand auf. Sein Ende war sanft und schmerzlos, nur an Krämpfen hatte er noch einige Stunden zu leiden; aber auch diese lösten sich in den beiden letzten Stunden in völlige Ruhe auf.* Immer gegenwärtig, unverletzlich wird in unserer Liebe unser bester Vater fortleben; aber es ist jetzt auch unsere Pflicht öffentlich zu beweisen, wie heilig uns sein Andenken ist. Besinnt Euch auf ein würdiges Mittel! Aber es muss bald geschehen! Eine Todesanzeige in einer Zeitung auf die gewöhnliche Manier haben wir nicht gemacht. Das Mittel ist zu trivial, zu tädiös. Ein litterarisches Denkmal, seine Lebensbeschreibung, wozu gehörige Papiere sich in Menge hier finden! Anselm oder Du könntest dieses übernehmen! In welcher Art und Weise, welches die würdigste Form, welches überhaupt das passendste Mittel, wird Anselm am besten wissen. Könnte man hievon vielleicht schon eine vorläufige Anzeige machen?

Dein Bruder Ludwig.

---

31. An Chr. Kapp in Heidelberg.

Ansbach, 10. Juni 1833.

Verehrter Freund! Jetzt sind Sie beinahe ein halbes Jahr schon von uns entfernt** und noch haben Sie keine Zeile von uns erhalten. Daran war aber, wie sich von selbst unter uns versteht, nicht Vergessenheit von meiner Seite Schuld, im Gegentheil, ich dachte immer an Sie, und eben nur deswegen schrieb ich nicht an Sie; ob der geistigen Communication vernachlässigt man nur zu oft die äusserliche briefliche. Oft hatte ich übrigens auch schon die Feder zu einem Briefe an Sie angesetzt, aber entweder wurde ich irgendwie unterbrochen oder wollte ich noch absichtlich warten, bis ich Ihnen irgend etwas Wichtiges mittheilen könnte. Wie hätte ich denken sollen, dass das schmerzlichste Ereigniss, das eine Familie treffen kann, der Verlust ihres Hauptes, mir die Veranlassung zum ersten Brief an meinen theueren Freund in Heidelberg geben würde! Die Zeitungen werden Ihnen zwar schon längst die Trauerbotschaft überbracht haben, aber solche theuere, solche theil-

---

* Präsident A. v. Feuerbach starb am 29. Mai 1833.

** Bezieht sich auf die inzwischen erfolgte Uebersiedelung nach Heidelberg, also weiter ab von dem bisher bewohnten nachbarlichen Erlangen.

nehmende Freunde, wie Sie und Ihre werthe Frau Gemahlin uns sind, müssen und sollen sie auch noch besonders aus dem Munde Derer vernehmen, die sie am nächsten und schmerzlichsten betrifft. Er, unser unvergesslicher Vater, verschied am Morgen um drei viertel auf drei Uhr den 29. Mai nach kurzem Leiden an einem Nervenschlage, wovon er bereits, wie Sie wissen, schon mehrere sehr bedenkliche Anfälle früher gehabt hatte.

Wie während seines ganzen Aufenthaltes in Frankfurt, so war er auch die letzten Tage ganz heiter, vergnügt und glücklich in dem Genusse des diesjährigen schönen Mai's. Alle die Seinigen lebten daher in der fröhlichen Hoffnung dahin, ihn bald gänzlich wieder hergestellt zu sehen; auf eine um so bitterere und schmerzlichere Weise wurden sie in ihren Hoffnungen getäuscht. Er selbst hatte jedoch das bestimmte Vorgefühl seines nahenden Endes.

Darum verliess er nicht eher Ansbach, als bis er alle Angelegenheiten, die ihn noch an die Welt hätten fesseln können, auf's Sorgfältigste und Pünktlichste angeordnet und bestimmt hatte. Es gereicht uns daher zu keiner geringen Beruhigung, dass er, so unerwartet auch sein Tod kam, doch im eigentlichsten Sinne sein Leben vollendet hatte, die Welt nicht eher verliess, als er mit ihr fertig war und sie beseitigt und befriedigt hatte. Meine vorjüngste Schwester Lore war unter uns Allen die Glückliche, die ihm die letzten Beweise kindlicher Liebe geben konnte.

Dass der Verlust unseres guten Vaters mancherlei Veränderungen für uns zur Folge haben wird, können Sie sich denken. Was meine Wenigkeit betrifft, so wird er mit beschleunigender Kraft auf alle meine Plane und Entschlüsse wirken. Ob ich von meinem Buche, das nun bald vollendet sein wird, und das Sie erhalten, so wie es die Presse verlassen, Früchte ernten werde, weiss ich nicht; und wenn auch welche, wie können bei uns Früchte für meinen Magen und Gaumen wachsen?

Meinen herzlichsten Dank für Ihr Buch.* Ich erhielt es hier gerade in der Zeit, wo ich zum letzten Mal das Glück hatte, meinen Vater zu sehen und noch recht vertraute, recht innige und herzliche Stunden mit ihm zu verleben. Wie ich Ihr Buch erhielt, gab ich es sogleich meinem Vater, es wird Ihnen gewiss Freude machen zu vernehmen, dass er es mit grossem Vergnügen las. Aus der Hand meines Vaters kam es in die Hände von Freunden, unter andern Stadler's, dessen Freundschaft ich erworben, daher ich es noch nicht lesen konnte. Verzeihen Sie meine Kürze, die allertraurigsten Geschäfte sind daran Schuld. Entschuldigen Sie mich doch ja bei Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, die ich auf's Herzlichste grüsse — dass ich das Stammbuchblatt noch nicht gesandt habe! Es soll nächstens folgen.

---

* Gregor, ein Gespräch über das Papstthum und die Monarchie, worin das gleiche Princip wie in seiner Schrift „Die Kirche und die Reformation" verfochten wird, dass nämlich der Staat keine Ueberordnung oder Nebenordnung der Kirche zulassen dürfe, wenn er anders seinem geschichtlichen Zwecke entsprechen wolle.

32. Vom Bruder Eduard.

Erlangen, [Hochsommer] 1833.

Lieber Ludwig! Du wirst wahrscheinlich schon erfahren haben, dass ich mittlerweile zum ordentlichen Professor mit einem Gehalte von 926 fl. ernannt worden bin. Es freut mich vorzüglich deswegen, weil ich nunmehr im Stande bin, ungestört meiner weiteren Ausbildung und den Wissenschaften leben zu können.

Neulich beschäftigte mich sehr lebhaft der Gedanke an eine deutsche Geschichte. Diese müsste, wenn sie wahrhaft diesen Namen verdienen sollte, eine Geschichte des menschlichen Geistes im deutschen Volksstamme sein. Sie müsste darstellen, wie sich das geistige Element in den Deutschen nach seinen verschiedenen Richtungen hin, nämlich hinsichtlich der Wissenschaft, Religion, Kunst, Sitte, Recht, mit innerer Nothwendigkeit entwickelte, wobei dann die äusseren Facta, die jetzt unsere s. g. Geschichte allein einnehmen, nur ein untergeordnetes Moment bildeten.

Wie wäre es, wenn wir unsere Kräfte vereinigten, um ein solches Werk zu vollenden, wenn Du Wissenschaft und Religion, Anselm Kunst, ich Recht, Sitte, Verfassung übernähmen; sollte sich nicht ein harmonisches Ganze gestalten lassen, welches der deutschen Litteratur Ehre bringen würde? Ueberlege einmal diesen Gedanken und theile mir Deine Meinung mit.

Gieb bald Nachricht Deinem treuen Bruder Eduard.

---

33. An den Bruder Eduard.

Frankfurt, den 4. August 1833.

Lieber Eduard! Die Nachricht, dass Du ordentlicher Professor geworden, war mir schon mitgetheilt; sie freute mich natürlich ausserordentlich. Ist gleich Erlangen ein elender Ort, so hast Du doch in der Ruhe, die Dir jetzt gegeben ist, ein Mittel mehr, dieses Elend für Dich nichtig und gleichgiltig zu machen, und wo wäre denn auch wirklich ein Ort in der Welt, wo nicht auf jedem Pflastersteine uns das menschliche Miserere und der Ekel am menschlichen Leben entgegenträte, wenn uns nicht die Studien gegen solche Eindrücke unverwundbar machten! Dein Plan einer gemeinschaftlichen Bearbeitung einer deutschen Geschichte ist wohl sehr schön; aber woher bekämen wir die Zeit zu einem Werke, das nur unter den günstigsten Verhältnissen unternommen werden, wenigstens glücklich ausfallen könnte? Aber den Theil, den Du Dir auserlesen, könntest Du ja recht gut allein als ein selbständiges Ganzes bearbeiten.

Aus dem Anerbieten, das Du mir machst zu schliessen, bist Du noch nicht unterrichtet von dem neuen Spiele, das mit mir getrieben wurde.

Jungfer G. schrieb mir nämlich, ich glaube schon zu Anfang Juni, dass, da ich mein Geld so gut wie früher fortbezöge, ich entweder, wenn ich meinen Plan nach Paris aufgeben wollte, nach Ansbach zurück, dort den Sommer und Winter noch zubringen sollte, und dass dann vielleicht es möglich wäre, dass meine Reise zu Stande käme, oder so lange hier bliebe, unterstützt von Hause, bis ich eine Unterkunft an einem Institute oder eine Hofmeisterstelle gefunden. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass diese Alternative mich im höchsten Grade indignirte, dass ich mich aber natürlich zu dem letzteren tausendmal lieber entschloss, als dazu, auf ein ungewisses Vielleicht hin nach Ansbach zurückzukehren in die alte Schmach und das alte Elend. Zwei Hofmeisterstellen hätte ich bereits haben können, aber sie waren mir zu schlecht. Finde ich keine in pecuniärer oder anderer Hinsicht höchst vortheilhafte, oder bis dahin, dass ich eine finde, werde ich mit Privatstunden, die mir bereits versprochen wurden, aber ohne dass ich bis jetzt noch welche erhielt, und vor Allem, wenn ich es möglich machen kann, durch Mitarbeitung an litterarischen Zeitungen mich zu ernähren suchen. Der Ort natürlich ist mir eins, ob Paris oder ein deutsches Landstädtchen, wenn mir nur Stunden für's wissenschaftliche Leben übrig bleiben; aber wenn ich mich einmal durch Stundengeben ernähren soll, so ist mir natürlich Paris aus mehrfachen und reellen Gründen der liebste und angenehmste.

Von Kapp's Zeitschrift weiss ich nichts. Sage ihm jedoch, dass ich etwas im Umfange etwa von $1^1/_2$ Bogen unter dem Drucke dieser Tage: „Ueber Bücher und Schriftsteller, ein Beitrag zur Metaphysik der Seele, aber ein höchst sonderbarer", ausgearbeitet habe.

Wenn er es braucht und will, kann er's haben.

Dein treuer Bruder Ludwig.

---

34. Von Professor Ed. Gans.

Berlin, den 4. Januar 1834.

Verehrtester Herr Doktor! Auf Ihren Brief vom 25. v. M. und J., den ich vor einigen Tagen erhalten habe, finde ich zu erwidern, dass ich es für sehr angemessen halten würde, wenn Sie hieher kämen und sich hier habilitirten. Der berühmte Name, den Sie führen, das Talent, das Sie selbst gezeigt haben, würde Ihnen bei der philosophischen Sterilität, die eigentlich jetzt hier herrscht, eine sichere Laufbahn verbürgen. Alles, worauf es hier ankommt, ist sich eine Zeit lang aus eigenen Mitteln erhalten zu können, bis man den Fuss in den Docentensteigbügel gethan hat.

Was sie mir von der südlichen Flora, wie Sie es nennen, sagen, ist mir nicht neu. In der Vorrede zu meiner Ausgabe des Hegel'schen Naturrechts hatte ich eine recht ordentliche Polemik mit Kartätschen gegen Schelling, Stahl u. s. w. ergehen lassen; aber meine Mitherausgeber, die weder den Krieg lieben, noch verstehen, hatten sich

dem Abdrucke widersetzt, und so ist jener matte Guss entstanden, den ich kaum mehr als mein Werk anerkennen kann. In einer Anzeige des Stahl'schen Naturrechts will ich indessen auf eigene Hand fortsetzen, was mich die Collegialität zu thun verhindert hat.

Mit der Erdmann'schen Anzeige Ihres Buches in den Jahrbüchern bin ich nicht ganz zufrieden, und obgleich Sie persönlich sich nicht beklagen können, so hätte ich doch gründlicheres Eingehen gewünscht. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebenster Ed. Gans.

---

35. An Christian Kapp.

Ansbach, 23. März 1834.

Verehrter Freund! Eben hat mir mein Bruder Eduard, der gestern Abends, wo ich ihn aber nicht mehr sprach, von Erlangen hier ankam, Ihren Brief mitgetheilt und ich gehe sogleich auf die Hauptsache über.

Als Freund und Mann muss ich Ihnen offen gestehen, dass ich keineswegs mit Ihnen in Betreff Ihrer neuen Unternehmung übereinstimmen kann. Was erreichen wir durch sie? Keinen wissenschaftlichen Zweck. Das ist klar aus ihrer Tendenz und den zu behandelnden Gegenständen. Wo wir aber keinen wissenschaftlichen Zweck erreichen, dabei sind wir nicht mit ganzer Theilnahme, nicht mit jenem Interesse, das allein der erfolgsichernde Schutzgeist einer Unternehmung ist. Auch keinen materiellen Zweck. Dieser könnte nur sein, pecuniärer Vortheil oder weitere Begründung unseres schriftstellerischen Namens — eines zunächst zwar todten Capitals, das aber einst doch so oder so seine Zinsen tragen wird. Den letzteren erhalten wir aber sicherer auf andere, uns und unseren Studien angemessenere Weise, als auf diese. Der zweite scheint bei Dannheimer's* Verhältnissen aber ganz ausser Augen gesetzt werden zu müssen. Wenn es mit dem Honorar kritisch aussieht, so können wir überdem nur auf sehr wenige und sehr schläfrige Theilnehmer rechnen. Da wir in unserer Zeit so viele nothwendige Opfer bringen, wem kann man es verargen, wenn er es verschmäht, überdies auch noch freiwillige Opfer zu bringen! Ich muss Ihnen gestehen, dass ich selbst es mir längst verschworen habe, auch nicht eine Zeile mehr aus meiner Feder der Welt zu überlassen, ohne von ihr etwas Reelles dagegen zu erhalten. Opfer gegen Opfer! Nur wenn Sie einen persönlichen Zweck durch dieses Unternehmen beabsichtigen, nur Ihnen zu Liebe könnte ich von dieser Maxime abgehen.

Wenn Sie aber vielleicht blos dem Dannheimer zu Gefallen sich zu dieser Unternehmung verstehen, so gehen Sie in Ihrem Edelmuth zu weit. Einen Buchhändler emporzubringen, liegt ganz ausser unserer

---

* Verlagsbuchhändler in Kempten.

III.

Ausblicke um eine feste Lebensstellung.

---

41. An Fräulein Bertha Löw in Bruckberg.

Erlangen, Sonntag Abends 11. Jan. 3/4 6 Uhr 1835.

Schon gleich nach Empfang Deines lieben, schönen, unverhofften Briefes wollte ich im Drange der Freude und Sehnsucht einige Zeilen an Dich, meine liebe, gute Bertha, wieder schreiben. Aber ich unterliess es. Ich bin im Begriff, eine meinen ganzen Geist in Anspruch nehmende Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden — sofern mir der Geist günstig und gewogen bleibt. Und da darf ich meinen Gedanken an Dich wenigstens nicht in der Art zu sehr nachhängen, dass ich ihnen schriftlich Raum gebe. Aber dessen ungeachtet bist Du immer bei mir, wenn ich auch in die fernsten Regionen des Denkens mich begebe; jeder freie Augenblick ist Dein; und wenn ich — wie ich hoffe — erst recht ins Feuer hineinkomme, meine Gedanken selbst in Träumen mich bei Nacht beschäftigen werden, sei gewiss, dass Dein liebes Wesen sich stets mit diesen meinen Träumen vermischen wird. An Dich zu denken ist mir Bedürfniss, gehört zu meinem täglichen Brot. Und wie Verschiedenes kann denn nicht der Geist zugleich in sich fassen, ohne dem einen oder dem anderen dadurch Abbruch zu thun! Deswegen sollst und wirst Du auch immer, ohne Unterbrechung, zum Zeichen meiner Liebe wenigstens einige Zeilen, die Du als flüchtige, aber herzliche, innige Küsse und Grüsse ansehen sollst, von mir empfangen. Von Dir erwarte ich aber um so mehr Briefe. Wenn sie in einem so vernünftigen, liebevollen Geist geschrieben sind, wie Dein gestriger, der mir eben deswegen eine wahre Freude bereitete, so glaubst Du nicht, wie wohlthätig Du auf mich als Menschen und Schriftsteller einwirken kannst und wirst. Den Menschen erhebt das Bewusstsein, dass er Etwas einem Anderen ist. Möge dieser Gedanke, der Gedanke an die Bedeutung, die Du für mich hast, in trüben Augenblicken Dich aufrichten! Mögest Du an mir zum Selbstbewusstsein kommen! Nur noch in Gedanken einen herzlichen Kuss! Ich begebe mich jetzt aus Deinem Stübchen in meine Arbeitsstube. Lebe wohl!

Dienstag Abends 8 Uhr. Ich bin gegenwärtig in einer schlimmen Lage, voll Unruhe und Unzufriedenheit mit mir, denn ich

habe noch nicht meinen Gegenstand und folglich er auch mich noch nicht. Ich bin, liebste Bertha, jetzt in der Lage eines Liebhabers, der noch nicht durch entschiedene leidenschaftliche Liebeserklärungen seinen Gegenstand an sich gefesselt hat, noch nicht in dem beruhigenden Bewusstsein der Gegenliebe seines theueren Seelenschatzes ist. Möge nur der Gegenstand meiner jetzigen Liebe, auf den Du jedoch durchaus keine Ursache hast eifersüchtig zu sein, da er, zu meiner Ehre und zu Deiner Beruhigung sei's gesagt, nicht weiblichen Geschlechts, sondern wie die Lateiner sagen: *generis neutrius* ist, möge er nur, sage ich, nicht auch so zurückhaltend, so geheimnissvoll, so verschlossen, wenigstens so lange nicht gegen mich sein, als Du, gute Böse, es gegen mich warst! Oder, wenn er es ist, möge er dann wenigstens, zur Belohnung meiner unermüdlichen Geduld, endlich auch so liebreich gegen mich sich erweisen, als Du süsse, gute Herzensbürde! Alles will ich mir dann gern von ihm gefallen lassen, nicht sollen mich reuen die Stunden peinlicher Qual; denn was ist eine Stunde der Qual gegen den Augenblick seelenvollen Genusses, der doch nur scheinbar, aber nicht in Wahrheit augenblicklich ist?

Den Gegenstand, den ich mir vorgesetzt habe, habe ich zwar schon früher ausführlich behandelt, aber die Umarbeitung macht einem oft fast mehr zu schaffen, als eine neue Arbeit, indem die Mängel, die man an seiner Arbeit in späteren Jahren nur zu deutlich bemerkt, die Lust der Production verkümmern und die Schwierigkeiten der Sache, die man oft nur dann überwindet, wenn man sie nicht kennt, erhöhen, indem sich dieselben dem Auge vergrössert darstellen. Der Gegenstand ist die Vernunft und der Erkenntnisstrieb. Eine Materie kommt darinnen vor, die Dich besonders interessiren wird, denn es ist eine Materie, die uns miteinander — ich hoffe und wünsche: für immer — verknüpft, und so viele schmerzliche, aber auch erfreuliche Augenblicke schon bereitet hat — die Liebe. Denn ich setzte ihr die Vernunft nicht als ein fremdes, feindseliges Wesen entgegen, wie so viele Menschen thun, die weder etwas von der Liebe, noch von der Vernunft wissen, sondern nur voran als eine an Jahren und Verstand reifere Schwester. Ich betrachte nämlich die Liebe als eine wesentliche Art der Erkenntniss selber, als die Art, wie allein der Mensch den Menschen wahrhaft erkennt. „Man muss den Menschen lieben," sage ich, „um ihn zu erkennen. Nicht die Liebe ist blind, sondern nur die selbstsüchtige, blos sinnliche Begierde; nur der Liebende hat der Geliebten wahres Wesen, hat sie, wie sie wirklich ist, in Händen, Herzen und Augen." Diese meine Zusammenstellung oder vielmehr Identification der Liebe mit der Vernunft, die ich natürlich viel weiter und tiefer begründet habe, als ich in ein paar Worten Dir angab, ist eine der gelungensten Materien in meiner früheren Arbeit, die ich daher auch ohne besondere Veränderung so lassen kann, wie ich sie früher schon niederschrieb. Sie hat mich auch hauptsächlich zur Wiederaufnahme dieser Arbeit ermuntert und angefeuert; sie hat mich selbst überrascht, als ich sie neulich zum ersten Male wieder las, um so mehr, da ich

doch eigentlich erst an und mit Dir die Liebe wahrhaft erkannt habe, oder wenigstens empfunden, erlebt. —

Der Rahmen zu dem Kupfer- oder vielmehr Stahlstich, den Du hiemit erhältst, ist nicht nach meinem Wunsche und meiner Anweisung ausgefallen. Er sollte viel schmaler, zierlicher, eleganter gemacht werden. Anerkenne wenigstens meinen guten Willen. Das Bild selbst möge Dir gefallen, und Dir, wenn auch in fremden Zügen, Deinen innigen Freund vergegenwärtigen; denn Giordano Bruno ist selbst mein inniger Freund, mein nächster Geistesverwandter, wenn ich anders es wagen darf, mit einem solchen Geiste mich in eine so nahe Beziehung zu setzen; seine Worte haben für mich stets eine im Innersten mich ergreifende Macht gehabt. Kapp, der wie Du übrigens selbst weisst, aus zu grosser Liebe immer die Eigenschaften seiner Freunde über Gebühr vergrössert, so dass man sein Lob nicht anerkennen darf, hat mir einst die Ehre angethan, die ich aber im Bewusstsein meiner Grenzen von mir weise, mich den wiedergeborenen G. Bruno zu nennen.

Wenn Du nicht ein Mädchen, nicht meine Freundin, meine Geliebte wärest, würde ich es für unwürdig halten, dieses zu erwähnen. Ich sage es Dir nur in sofern, als das Bild Dir mich vergegenwärtigen soll, indem ich im Innersten mit dem Wesen des Gegenstandes, den es vorstellt, übereinstimme. Wenn ich wieder zu Dir komme, will ich Dir einige Gedanken aus ihm mittheilen. L. F.

---

42. An Christian Kapp.

Erlangen, 13. Januar 1835.

Verehrter Freund! Es ist hohe, ja höchste Zeit, Ihnen einmal wieder zu schreiben. Aber so ist es: wozu man immer Zeit hat, dazu hat man meist am wenigsten Zeit. Wie gut ist es doch, dass wir überall und in allen Stunden *pauvres diables* sind! Tadelt nur nicht die Schranke! Sie ist eine Finte der Gottheit, durch die sie sich den Weg zu unserem Geiste und Herzen bahnt, um uns die besten Säfte abzuzapfen, damit sie zu Nutz und Frommen anderer Wesen fliessen, die besten? nein! die Säfte, die schon nahe an der Fäulniss sind und uns Gift zu werden drohen, wenn ihnen nicht schleunigst ein Abfluss eröffnet wird. Brummt mir nicht über die Kürze der Zeit! Je kürzer die Zeit ist, desto mehr Zeit haben wir, desto grösser und reicher ist ihr Ertrag. Sagt mir, würden wir wohl an Gott selbst denken, mahnte uns nicht die Kürze unserer Lebenszeit daran? Ist daher unser Leben nicht gerade um so länger, je kürzer es ist? Haben wir also nicht um so weniger Zeit zu einer Sache, einer Arbeit, je mehr wir Zeit zu ihr haben? Giebt uns nicht der Mangel an Zeit Fülle an Kraft, Takt, *présence d'esprit*, Routine, Durchtriebenheit? Wird nicht der Liebhaber, dem nur Augenblicke zu Gebote stehen, rascher zum erwünschten Ziele